



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Altägypten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Um aber schließlich auf die Fortschrittsfrage zurückzukommen: ich wüßte nicht, wo man ein sicheres und kräftigeres Ja darauf haben könnte als in dieser Betrachtung, wie sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende aus natürlichen, wilden Urverhältnissen rechte Menschenwürde herausarbeitet, auch in der Gesinnung der Höhern, Herren und Fürsten, wider deren Willen die ganze Bewegung unmöglich gewesen wäre. Mir kommt dabei Nichts edler Begriff von der moralischen Weltordnung in den Sinn, die in dem Ganzen waltet, es durchdringt und umfängt und seinem höhern oder höchsten Ziele zuführt.



Aus Altägypten



Die „Prachtwerks“-Industrie hat es dahin gebracht, daß neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung und der Länder- und Völkerkunde einem gewissen Mißtrauen begegnen, wenn auf dem Titelblatte „Vollbilder“ und Abbildungen im Texte erwähnt werden. Ein Fortschritt zum Bessern ist ja insofern anzuerkennen, als die sogenannten Illustrationen, die zeigen, wie sich irgend ein Maler einen geschichtlichen Vorgang, eine Schlacht, eine Beratung, eine Krönung oder dergleichen vorstellt, zu häufig aber außerdem die ärgste Unkenntnis der Zeiten und Gebräuche verraten, mehr und mehr durch Wiedergabe „echter“ Darstellungen verdrängt werden. Dennoch wird auch da vielfach auf die gedankenlose Schau lust spekulirt und auf ein Publikum, das nicht lesen, sondern nur blättern will. Wir finden z. B. in einer Geschichte der neuesten Zeit ein eine ganze Blattseite bedeckendes Bildnis der schönen Madame Récamier nach Gerard und sehen es mit Vergnügen; wer aber im Text Auskunft darüber zu erhalten hofft, womit die Dame die Ehre verdient habe, in die Geschichte aufgenommen zu werden, sieht sich gröblich getäuscht, denn nur ganz flüchtig wird da ihr Name erwähnt. Das Bild war vorrätig, und so mußte es wohl oder übel angebracht werden. Und solcher Beispiele könnte eine Menge angeführt werden, die es begreiflich machen, daß jemand, der sich bewußt ist, ein Buch verfaßt zu haben und nicht nur den begleitenden Text zu neuen oder alten, guten oder schlechten Holzschnitten, Ätzungen oder Farbedrucken, seine Arbeit förmlich gegen die Verwechselung mit den „beliebten Bilderbüchern für große Kinder“ zu sichern sucht.

Das thut Adolf Erman in Berlin in der Vorrede zu seinem Werke: *Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum* (Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung). Die Verwahrung wird bei ihm doppelt verständlich, wenn man sich erinnert, daß die erwähnte litterarische Industrie auch das Land der Pharaonen nicht verschont hat. In der That hätte sie glauben müssen, ihrer Pflicht zu fehlen, wenn sie den durch kulturgeschichtliche Romane gründlichst vorbereiteten Vergnügungszüglern, die alljährlich bis zu den Katarakten spedirt werden, nicht ein „gediegenes Prachtwerk“ geliefert hätte, aus dem sie erfahren können, was sie gesehen und was sie nicht gesehen haben. Solche Bilderbücher nähren immer wieder das Vorurteil gewisser Gelehrtenkreise gegen lesbar geschriebene Bücher überhaupt. So oft man glaubt, dieses Vorurteil müsse durch so viele glänzende Leistungen in der Geschichtschreibung und in den Naturwissenschaften gründlich ausgerottet sein, taucht doch stets wieder die Meinung auf, die Wissenschaft vergebe sich etwas, sobald sie eine Sprache redet, die nicht einzig und allein der engsten Zunft verständlich ist. Auch Ermans Buch ist dem Vorwurf begegnet.

Mit Unrecht. Im Gegenteil ist es dem Verfasser öfter nicht gelungen, sich gegenwärtig zu halten, welcher Grad von Vorkenntnissen und von Interesse bei dem gebildeten Laien vorausgesetzt werden darf. Begreiflicherweise gehört für einen Forscher Entsagung dazu, Ergebnisse seiner Untersuchung, die etwa bisherigen Ansichten zuwiderlaufen, ohne Rechtfertigung hinzustellen; allein die Auseinandersetzung mit den Fachgenossen hat an andern Orten stattzufinden. Beispielsweise wird der Leser, der über das alte Ägypten unterrichtet zu werden wünscht, auch hoffen, einen Wegweiser durch das Wirrsal der „Transkriptionen“ zu erhalten, wenigstens so, daß er, vielleicht in tabellarischer Zusammenstellung, die gangbaren Umschreibungen kennen lernte. Wenn er nun bloß hört, daß die ihm bisher wohl vorgekommenen Formen Ra oder Amenemhat „greulich“ seien, und daß es eine wahre Freude sei, „an Stelle von so barbarischen Formen wie Ra-nefer-ka so schön überlieferte wie Nefer-ke-ré setzen zu dürfen,“ so wird er das eben auf Treu und Glauben hinnehmen, ohne die Freude nachempfinden zu können. Und erfährt er ferner, daß Erman in besondern Fällen und „aus besondern Gründen, die dem, der Koptisch versteht, einleuchten werden,“ von der herkömmlichen Umschreibung abgewichen ist, daß er dies und jenes Zeichen wie das hebräische *x* oder *y* zu sprechen habe, *d'* und *t'* aber „vielleicht etwa wie *dj*, *tj* oder ähnlich,“ so wird man es dem des Koptischen und Hebräischen Unkundigen kaum verargen, wenn er seufzt: Gebt uns unsre Cheops und Sesostris wieder!

Eine andre Ausstellung — um mit solchen gleich aufzuräumen — trifft die entgegengesetzte Richtung. Der Verfasser ist beflissen, nach bekanntem Muster dem Bürger des neunzehnten Jahrhunderts n. Chr. die Einrichtungen des zwanzigsten und dreißigsten v. Chr. mundgerecht zu benennen. Da lesen wir

denn von altägyptischen Chausseen, Distrikthefs, Westend, Proviantdepot, Gendarmerie und vielem dergl. m., es fehlen nur noch Kommerzienräte und Sockeyklub. Wir gestehen, daß das gar nicht nach unserm Geschmack ist, und möchten den Leser kennen, der solcher zu Zeit und Ort nicht im mindesten passender Ausdrücke bedürfte, um zu verstehen, daß von Landstraßen, Bezirksverwaltern oder Bezirkshauptleuten u. s. w. die Rede ist. Endlich meinen wir, daß der Zweck des Werkes hie und da eine größere Sparsamkeit in der Wiedergabe von Dokumenten nicht nur gestattet, sondern sogar wünschenswert gemacht hätte.

Abgesehen hiervon erkennen wir gern an, daß der Verfasser bemüht gewesen ist, das, was die Fachwissenschaft bis heute sicheres über die Zustände des alten Ägyptens ermittelt hat, in ansprechender Form mitzuteilen. Mit der Natur des Landes und des Volkes beginnend, läßt er eine gedrängte Übersicht der politischen Geschichte folgen und behandelt dann in siebenzehn Kapiteln ausführlich: König und Hof, Verfassung und Verwaltung, Polizei und Gericht, Familie, Haus, Tracht, Vergnügungen, Religion, Totenkultus, Wissenschaft, schöne Litteratur, bildende Kunst, Landwirtschaft, Handwerk, Verkehr, Krieg. Daß bei dieser Stoffeinteilung häufig von einem auf das andre Kapitel verwiesen werden muß, versteht sich von selbst. Erman bezeichnet die Kapitel über das Beamtenwesen, über die Hausanlage, über die Tracht als solche, die vorwiegend neues enthalten. Wir entlehnen diesen Darstellungen einiges, was dazu dienen kann, allgemeine Vorstellungen zu klären.

Nach den Inschriften zu urteilen, wäre das alte Ägypten das Muster eines patriarchalischen Staatswesens gewesen. Ein guter Gott, von geliebten Freunden und weisen Fürsten umgeben, von der Priesterschaft als leiblicher Sohn des Sonnengottes verehrt, von seinen Unterthanen angebetet, sorgt der Herrscher väterlich für sein Land. Aber solche Hof- und Staatsgeschichtsschreibung wird berichtigt durch andre Zeugnisse, die des scheinbar unumschränktesten Königs Abhängigkeit von Priester- und Beamtenkaste, von den Führern der Truppen, ihn oft ohnmächtig gegenüber dem alten Adel in den Provinzen und stets von seinen eignen Verwandten bedroht erscheinen lassen, kurz: orientalische Zustände enthüllen.

So weit unsre Kenntnis der ägyptischen Geschichte zurückgeht, ist das Land ein Reich unter einem Könige. Allein in der Titulatur des letztern sowohl, des „Herrn der beiden Länder,“ des „Königs von Oberägypten und Königs von Unterägypten,“ als der obersten Beamten der Schatz- und der Kornkammer, „Vorsteher der beiden Silberhäuser“ und „Vorsteher der beiden Getreidespeicher“ klingt noch das frühere dualistische Verhältnis nach. Außer jenem Doppeltitel führt der König seinen Namen, dazu den beim Regierungsantritt angenommenen neuen Namen, der stets mit dem des Sonnengottes Re zusammengesetzt ist; er wird noch außerdem als Sohn dieses Gottes,

dann — und zwar jedesmal mit einem schmeichelhaften Beisatze — als Horus, als Herr des Geiers und des Schlangendiadems (der Kronen der Götter) und als goldner Horus bezeichnet, und die Schreiber des neuen Reiches schmücken jeden einzelnen Bestandteil dieser langen Titulatur noch überschwänglich aus. Doch wurde der Name des Herrschenden gewöhnlich nicht ausgesprochen, sondern seine Person und Würde durch eine Umschreibung angedeutet, insbesondere durch *per'o*, das große Haus, woraus das hebräische Pharao entstand.

Die Beschreibung des königlichen Ornatcs giebt Gelegenheit, die Tracht überhaupt zu besprechen. Die Bildwerke geben noch manches Rätsel auf. Die älteste Tracht besteht aus einem Lendentuch, das vorn über einander geschlagen und durch einen Gürtel befestigt ist, der mit Riemenwerk künstlich verflochten zu sein scheint; ob das, was einem Messergriffe oder einem Bandende oder einem Ringe ähnlich über den Gürtel hervorragt, des letztern Ende oder ein Zipfel des Lendentuches oder was sonst vorstellen mag, ist uns zweifelhaft. Ebenso fraglich ist die Beschaffenheit eines Lendentuches von größerer Weite. An Profilgestalten steht es vorn sehr weit vor, fast wie ein Reifrock, aber scheinbar ganz steif und gradlinig; und bei einem Sitzenden der fünften Dynastie in Lepsius Denkmälern macht es vollends den Eindruck, als ob der Vorbau künstlich gesteißt oder unterstützt gewesen sei. Das ist auch Erman's Auffassung. Dagegen zeigt die Statue des Urchuu (ebenda) einen besondern dreieckigen Schurz, dessen eine Spitze oben in den Gürtel gesteckt ist. Es ist daher nicht unmöglich, daß bei dem bekannten Unvermögen, Verkürzungen zu zeichnen, die Künstler der Profilbilder eben diesen dreieckigen Schurz darstellen wollten. Im mittlern Reiche wird das Lendentuch von Höhergestellten länger getragen, es erscheint auch ein längeres und weiteres oberes über einem kurzen und engen untern, das gelegentlich durch einen Schurz ersetzt wird, und wir erkennen den Wechsel der Mode in den Veränderungen der Verhältnisse dieser beiden Kleidungsstücke. Für festliche Tracht kommt wohl ein großes, auch Schultern und Oberarme bedeckendes Tuch oder ein auf der Brust befestigtes Schultertuch (von Erman „Mantille“ genannt) hinzu. Zeichen der Würde scheinen breite oder schmale Bänder zu sein, die entweder um den Leib geschlungen oder lose über die Schulter oder den Arm geworfen sind oder im Nacken befestigt über die Brust und weiter herabhängen. Bei den Frauen dienen ähnliche Bänder dazu, das unterhalb der Brust beginnende eng anliegende Kleid zu tragen. Im neuen Reiche sind die Frauen mit Untergewand und einem meistens nur über eine Schulter geschlagenen Mantel bekleidet; die Feinheit des Stoffes beider wird in den Abbildungen zu völliger Durchsichtigkeit. Gegen Ende der zwanzigsten Dynastie, also etwa 1050 v. Chr., wird noch ein unterstes dichtes Kleid getragen.

Die allmähliche Verdrängung farbiger durch weiße Stoffe erklärt Erman durch das Streben nach Reinlichkeit, ebenso das Scheren des Haupthaares und

Bartes, das übrigens, da unter den üblichen, bald kurzes Kraushaar, bald Locken nachahmenden Perücken manchmal eignes Haar sichtbar wird, vielleicht nur als Kurzschneiden zu verstehen ist. Daß mit den Perücken Luxus getrieben wurde, wie in andern Zeiten mit andern Kopfbedeckungen, beweisen die verschieden geschmückten Bildnisse einer und derselben Person. Die Frauen der höhern Stände zeichnen sich fast immer durch Locken- oder Flechten-ungeheuer aus.

Zu den größten Sonderbarkeiten gehört es, daß der Bart geschoren, im alten und mittlern Reiche aber, seltner im neuen, bei feierlichen Gelegenheiten ein künstlicher kurzer Zopf unter das Kinn gebunden wurde. Bezeichnender Weise ließen auch in älterer Zeit die Großen sich immer ohne Bart abbilden. Ein längerer Kinnzopf gehört zu den Abzeichen des Königs, ein noch längerer mit auswärts gebogener Spitze kommt den Göttern zu.

Sandalen aus Leder, Papyrus oder Palmbast mit verschiedenartiger Gestaltung des Riemenwerks wurden im neuen Reich allgemeiner, doch war es schicklich, sie in Gegenwart Höhergestellter nicht anzulegen.

Den eigentümlichsten Schmuck der Männer wie der Frauen bilden die aus Perlen und Cylindern von Glas oder mit blauem oder grünem Schmelz überzogenem Thon zusammengesetzten fragenförmigen Halsgeschmeide, und wir möchten vermuten, daß die „bunten gestickten Halskragen,“ von denen Band I, Seite 313 die Rede ist, in der That solche Perlenneze gewesen seien.

Mit der Tracht ist es in Ägypten wie überall und immer gegangen, daß die Bereicherungen und Verschönerungen der Kleidungsstücke u. s. w. zuerst Vorrecht der Mächtigen und Vornehmen waren und durch Nachahmung allmählich allgemeine Verbreitung erhielten. Die höchsten Personen mögen sich durch kostbarere Stoffe, Stickerei u. dgl. für ihre Gewänder ausgezeichnet haben, aber als besondre Abzeichen sind ihnen nur eigentümliche Kopfbedeckungen vorbehalten. Der König trägt ein Tuch, das an der Stirn glatt anliegt, zu beiden Seiten in breiten Falten herabhängt und im Nacken sackartig endigt. Für feierliche Gelegenheiten hat er jedoch dreierlei Kronen, die weiße: einen kegelförmigen Helm, die rote: einen Hut, der sich nach oben verbreitert, und dessen hintere Wand mindestens noch einmal so hoch ist als die vordere, dem Anscheine nach ohne Boden, dafür aber mit einem immer an der Rückwand befestigten, schräg emporsteigenden und in eine Krümmung ausgehenden, vermutlich metallenen Stabe geziert, endlich eine Doppelkrone: die weiße in die rote gesteckt und der Stab an jener befestigt. Unmittelbar über der Stirn ist an dem Kopftuche, an den Kronen, am Kriegshelm und, wie ein Bildnis Amenhoteps III. (Seite 73) zeigt, auch an der Perücke die wohlbekannte Uräuschlange mit geschwelltem Bauch und drohend vorgestrecktem Kopf angebracht; an jener Perücke zieht sie sich über den ganzen Scheitel hin. Diese Schlange

Grenzboten III 1889

53

in mehrfacher Anzahl bildet auch einen Bestandteil des übrigen aus Hörnern, großen Federn und dem Sonnenbilde zusammengestellten, eine Haube bekrönenden Schmuckes, der den König als Gott kennzeichnet. Weitere Attribute des Herrschers sind Krummstab, Geißel und sichelförmiges Schwert. Würdenträger unterscheiden sich durch die verschiedene Form ihrer Stöcke. Die Königin hat auch eine Prachthaube mit weit herabhängenden Flügeln, der Uräusschlange, vom Scheitel aus an den Schläfen bis zum Halse die Flügel des heiligen Geiers, der in ganzer Figur nebst zwei Schlangen und Sonnenscheiben den Aufbau bekrönt. Prinzen tragen eine Stirnbinde mit deutlich herabfallenden breiten Bändern.

Das „große Haus“ ist nicht allein der Wohnsitz des Königs, sein „Horizont“, in dem er bei seinem Tode „untergeht wie der Sonnengott“, sondern es laufen darin auch alle Fäden der Regierung zusammen, da der König selbst, natürlich mit Hilfe seiner Räte („der Fürsten, die vor ihm stehen“) über die zahllosen Berichte der schreibseligen Beamten aus allen Verwaltungszweigen Entscheidungen treffen und Urteile fällen muß. Demgemäß besteht der Palast aus dem Wohngebäude und den Amtsräumen, die den viereckigen Hof davor einschließen. Daß es höchste Auszeichnung war, des persönlichen Verkehrs mit dem Herrscher gewürdigt zu werden, und daß für diesen Verkehr genaue Vorschriften bestanden haben, läßt sich aus Andeutungen schließen. Aber hervorgehoben zu werden verdient, daß die uns als orientalisches geltenden Gebräuche, die Verehrung durch Niederwerfen auf den Boden auszudrücken, die Füße des Erhabenen zu küssen — Gebräuche, die das Abendland aus dem Sudentum übernommen hat —, in Ägypten nur im alten Reiche allgemein bestanden zu haben scheinen: im neuen Reiche genügt wenigstens für Höhergestellte die Verehrung und das Emporheben der Arme, wie es die Griechen beim Anrufen der Gottheit thaten. Der Gunst des Königs, des Umganges mit ihm, des Lobes aus seinem Munde, der königlichen Verwandtschaft rühmen sich viele auf ihren Grabsteinen, vom mittlern Reich an der „wirklichen“ Verwandtschaft, worunter aber nicht die bei den vielen Frauen und der großen Nachkommenschaft der Könige ohne Zweifel sehr ausgedehnte Blutsverwandtschaft zu verstehen ist, sondern, da einer berichtet, er sei nach Empfang vieler Ehren und Auszeichnungen endlich wirklicher königlicher Verwandter geworden, die Ehe mit einer Königstochter. Leider geben die langen Aufzeichnungen von Titulaturen nur selten einen Begriff von der wirklichen Stellung und den Verrichtungen oder Thaten des Verstorbenen.

Die Gaue, in die Ägypten eingeteilt war, und in denen alteingesessene Adelsfamilien, vermutlich Nachkommen einstiger unabhängiger Fürsten, das in den Händen eines „Großen,“ Statthalters, vereinigte höchste richterliche und Verwaltungsamt, sowie die hohepriesterliche Würde in ihren Familien, wenn nicht gesetzlich, doch herkömmlich vererbt zu haben scheinen, sind im Laufe der

Zeiten offenbar manchem Wechsel in Zahl, Grenzen und Benennung unterworfen gewesen, und ebenso verschieden war gewiß Befugnis und Macht der Statthalter. Es ist sehr lehrreich, daß die Laufbahn eines zu mancherlei hohen Würden gelangten Mannes, Amén, eines Zeitgenossen des von Erman abwechselnd Seneferu und Seneferu genannten ersten Königs der vierten Dynastie, sich in einer von Lepsius mitgeteilten Inschrift verfolgen läßt. Obgleich königlicher Verwandter, mußte er sich von unten heraufarbeiten, begann als „Schreiber des Nahrungshauses,“ wurde nach und nach Bezirksverwalter und „Unterkleinerer“ im Ohsengau des westlichen Delta, und nachdem er noch verschiedene Stellungen eingenommen hatte, z. B. die eines Vorstehers der ganzen königlichen Ernte, wurde er mit einer erstaunlichen Menge höchster Ämter und Ehrenstellen betraut. Er war „Fürst des Südens,“ und zwar verwaltete er den siebzehnten Gau und die östliche Hälfte des Fajum, „Fürst des großen Hauses“ (vielleicht Verwalter des Krongutes) in einem Duzend Städten des Delta und zugleich deren politischer Obmann, in der Stadt Hefuer, westlich von Saïs, „Fürst des Acker,“ in einer der Oasen „Vorstand des Fremdlandes,“ d. h. der Wüste, und als solcher Oberhaupt der Beduinen und Oberstjägermeister des Königs, Prophet und Leiter der Priester verschiedener Götter und Kleinerer des Ohsengau. Die Zentralverwaltung war dann vertreten durch Schatzmeister, die zugleich Truppen, Schiffsmannschaft, Arbeiter an Bauten u. a. m. unter sich hatten. Wie der Beamtenstaat sich in zahllosen Stufen aufbaute, wird von Erman umständlich erörtert. Je weiter die Zeit vorrückte, desto zahlreicher wurde das Beamtenheer und desto verwickelter der Organismus. Im neuen Reiche endlich tritt das königliche Beamtentum an die Stelle der Aristokratie als Verwalterin der Gaue, während die Führer der Söldner und die Priesterschaft die Macht gewinnen, die früher der Adel ausübte.

Schon im mittlern Reiche wurden verdiente tapfere Truppenführer durch „das Gold der Belohnung“ ausgezeichnet. Sie erhielten z. B. „vor allen Leuten“ einen Löwen, drei Halsketten, zwei Bienen und vier Armbänder, alles aus feinem Golde, oder vier Armbänder, ein Salbengefäß, sechs Bienen, einen Löwen und zwei Beile, oder vier Armbänder, sechs Halsketten, drei Salbengefäße aus Lapislazuli und zwei silberne Armspangen. Die Ehrenzeichen hatten also auch hohen materiellen Wert. Eine Abbildung bei Lepsius zeigt, wie auch ein Priester, der am Hofe die Titel Wedelträger zur Rechten des Königs und königlicher wirklicher geliebter Schreiber führte, feierlich mit einer Menge von Ketten und Spangen behängt wird, gemäß dem Befehle des Königs: „Legt Gold an seinen Hals und an seinen Rücken und an seine Füße, weil er die Lehre gehört hat.“

Dafür machten hohe Beamte am Neujahrsmorgen auch dem Könige große Geschenke; so einer dem König Amenhotep II. Wagen aus Silber und Gold,

Statuen aus Ebenholz und Elfenbein, Halskragen aus Edelsteinen, Waffen und andre Kunstwerke.

Solchem Reichtum der Höchstgestellten gegenüber erscheint schon die Lage der andern Beamten bedenklich, deren Einkünfte meist aus Lebensmitteln bestehen. Und in den niedern Regionen scheint es jederzeit ganz orientalisches zugegangen zu sein. Immer wiederholen sich die Klagen der Unterbeamten und Oberarbeiter, daß man sie trotz aller Versprechungen Mangel leiden lasse, bald, weil offenbar kein Vorrat da war, bald wegen Trägheit oder Widerwilligkeit der mit der Verteilung der Brote und Gänse beauftragten. Ein Diener beschwert sich, daß die Abgaben, rohe und verarbeitete Häute, Stöcke, Papyrus, Korn, Mehl u. a. m., unerbittlich von ihm eingetrieben werden, er aber vergebens auf die Lebensmittel warte, die ihm von Staats wegen zu liefern waren.

Die Verhältnisse der Arbeiter — und damit wollen wir unsern Bericht schließen — werden durch die Aufzeichnungen von Oberarbeitern geklärt. Ein solcher hat z. B. genau darüber Buch geführt, an welchen Tagen die zu seinem Truppe gehörigen gearbeitet haben, müßig gewesen, krank, faul, durch Opfer oder durch Unpäßlichkeit in der Familie abgehalten worden sind. Die Beköstigung wird ihnen geliefert, Fische, Hülsenfrüchte, Krüge, Brennholz, Getreide. Die Lieferungen verspäten sich, und die Arbeiter bleiben in ihren Wohnungen, nach öfterer Wiederholung aber ziehen sie insgesamt vor den Fürsten, um Beschwerde zu führen. Einige Tage später empfangen sie, was ihnen gebührt, und „geben an den Bedelträger zwei Kasten und eine Schreibtischplatte,“ wohl als Dank für die Befürwortung ihrer Klage.

Unter Ramses III. verließen einmal die Nekropolenarbeiter mit Weib und Kind die Totenstadt, weil sie seit achtzehn Tagen Hunger litten, ließen sich auch weder durch die Versprechungen der Beamten noch durch das Zureden der Priester zur Rückkehr bewegen. Ihre Haltung scheint bedrohlich geworden zu sein, man beschwichtigte sie endlich am 13. des einen Monats durch Lieferung des Proviantes für den vorausgegangnen. Und noch durch drei Monate zieht sich dieses Wesen hin. Sie erhalten Abschlagszahlungen und müssen immer durch Arbeitseinstellung weiteres erzwingen.

Das Bild wird ergänzt durch die Erzählung von dem Treiben eines Oberarbeiters, der selbst stahl, was er kriegen konnte, den Opferwein, Wagengeschirr, einen wertvollen Steinblock, Werkzeuge, Bücher, Gräberausstattung u. a., und seine Arbeiter zum Stehlen anleitete. Er nützte auch die Arbeiter für seine Privatangelegenheiten aus, mißhandelte sie und einen andern Oberarbeiter, soll diesen schließlich totgeschlagen und auf dieselbe Weise sich die Belastungszeugen vom Halse geschafft haben. Noch schlimmer ergeht es natürlich den wirklichen Leibeignen, die zum Teil aus Kriegsgefangenen bestehen, als Sache angesehen und durch ein Brandmal als Eigentum

der Krone oder eines Tempels gekennzeichnet werden. Bd. I, Seite 187 wird ein köstlicher Bericht mitgeteilt über einen syrischen Sklaven, der dem Propheten eines Tothtempels zugewiesen worden, auf dem Wege zu ihm jedoch verschwunden war, und den alle die Beamten, durch deren Hände er gegangen zu sein scheint, verleugnen; wie der Bericht es ausdrückt: „sie spielen die Tauben“ und schicken den Nachfragenden von einem zum andern.

Diese Züge beweisen besonders klar, wie uralt auf ägyptischem Boden die Schäden sind, an denen das Land noch heute krankt, und wie weit zurück die armen Fellachs die Reihen der Vorfahren in ihrem Elende verfolgen könnten.

Die Ausstattung des Werkes ist würdig; mehr als vierhundert Abbildungen der mannichfaltigsten Art, auch eine Karte, Landschaftsbilder und Schrifttafeln zieren das Buch eben so sehr, wie sie sein Verständnis erleichtern.



Nochmals die Pariser Ausstellung

Von einem unmordentlichen Berichterstatter

(Schluß)



Diejenige Seite des menschlichen Kunst- und Dekorationstriebes, die durch ihre eigentümliche Natur ein Recht auf Ausstellungen hat und zu allen Zeiten in irgend welcher Form zur Geltung zu bringen verstand, die bildenden Künste, die auch in dieser Ausstellung den eigentlichen Kernpunkt bilden, sollen in diesen Blättern gesondert gewürdigt werden. Im allgemeinen muß man hierbei zunächst bemerken, daß Kunstausstellungen gewiß eine sehr gute, bunte, vergnügliche Sache sind, daß ihrer aber zu viele stattfinden. Der nächste Erfolg ist hierbei eine auf die Länge doch recht lästige stete Wiedererneuerung von hundert alten Bekanntschaften, die einem schon das erstemal nicht übermäßig interessant, wenn nicht gar abstoßend waren. Wie oft sind wir auf dem internationalen Kunstmarkt schon jenen zwei ganz „gewissen“ (wie der Polizeiausdruck lautet) Nymphen von Henner begegnet, oder jenem Bettler von Bastien Lepage, oder dem großen belgischen Silberbogen, der den Vorbeizug der Mädchenschulen vor König Leopold darstellt, oder den aus München und Berlin noch in blutiger Erinnerung haftenden spanischen Schreckensbildern, vieler andern nicht zu gedenken,